Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 29 (1942)
Heft: 7

Artikel: Beispiele und Probleme der Schulübersetzung [Fortsetzung]
Autor: Tunk, Eduard v.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-528435

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mittelschule

Beispiele und Probleme der Schulübersetzung

II. Vergil [1].

Man sollte Vergil erst lesen, wenn man den Homer nicht nur flüchtig angesehen hat, sondern wirklich kennt; nicht, um dann beim Römer alle homerischen Reminiszenzen und alle Nachahmungen des Griechen aufzuspüren und festzunageln, sondern gerade um Vergils ganz andere Art zu begreifen. Am deutlichsten wird der Unterschied an den beiden Unterweltsszenen: wenn Odysseus in den Hades hinab muss — und richtig hinab geht er gar nicht, die Geister der Toten kommen ja zu ihm heran —, so ist das ein Abenteuer neben anderen, eines, das er selbst am Hofe des Alkinoos erzählen kann, und die paar Weisungen, die er dort erhält, könnte er ebenso gut auf der Oberwelt von einem Seher oder von Kirke oder Kalypso erhalten; in der Aeneïs dagegen ist die Unterweltsfahrt des Helden Zentralpunkt des ganzen Epos, Aeneas durchschreitet wirklich die Räume unter der Erde und, was er dort erfährt, kann er unmöglich anderswo erfahren, es ist aber auch unvorstellbar, dass er davon berichtet; auf dieser Fahrt muss ihn der Dichter vorführen.

Begreiflich, wenn nun Vergil auch eine ganz andere Sprache spricht als Homer. Gerade weil der Eingang seines Epos an den der Odyssee bewusst erinnert, setze ich seine Uebersetzung hierher:

„Die Waffentaten und den Helden ich besinge, der als erster von Troias Gestade

nach Italien, durch Spruch ein Flüchtling, und zu Lavinium gekommen an die Küste; vielfach er zu Lande ward verschlagen und auf hoher See durch den starken Arm der oberen Götter ob der grimmen Juno unversöhnlichem Zorn,

vieles auch sogar im Krieg er litt, bis er gründen konnte seine Stadt und heimbringen die Götter nach Latium, von wannen der Stamm der Latiner und die Väter aus Alba, endlich die Mauern des hohen Rom.

Muse, mir die Gründe in Erinnerung rufe, nämlich durch welche Verletzung ihrer Gottheit

oder aus welchem Schmerz heraus die Königin der Götter so viele Zufälle zu wälzen

den durch Frömmigkeit ausgezeichneten Helden, so viele Mühen anzugehen gezwungen hat. Kann so gross sein in den Seelen Himmlischer der Groll?"

Man sieht sofort: was bei Homer fast immer möglich ist, — Ausnahmen bestätigen die Regel — das Stehenlassen der einzelnen Wörter an ihrem Ort, das geht sehr oft bei Vergil nicht. Wenn ich Vers 2/3 Lavinia litora übersetzte mit „zu Lavinium an die Küste", so geschah es nur, um zu zeigen, dass es zur Not noch so geht; aber die Stellung saevae memorem Junonis ob iram beizubehalten, ist ohne Vergewaltigung der eigenen Sprache unmöglich; ein Mittel allerdings gäbe es, nämlich unter Verzicht auf die grammatikalische Fügung des Dichters zu sagen: „Ob der grimmen, unversöhnlichen Juno Groll". Hier stellt sich aber das neue Problem: Darf man so vorgehen? Und eine solche Frage muss auch, sei es hier, sei es bei anderer passender Gelegenheit, in der Schule gestellt und beantwortet werden. Zunächst: Es hätte den Dichter nichts gehindert, statt memorem den Genitiv me-

[1] Vgl. I. Homer im Jahrg. 28 (1941/42), S. 826—28 dieser Zeitschrift.

moris zu setzen und damit uns sozusagen jede Schwierigkeit zu nehmen (denn nicht nur, wer übersetzen muss, auch wer einfach zuhören kann, hat hier wohl eine Schwierigkeit); wenn er es also nicht tat, hatte er seine Gründe: Nicht Juno ist memor, was ja hier zweifellos die Bedeutung „unversöhnlich" hat, sondern ihre ira, die sie aber ablegen kann, deren Unversöhnlichkeit gleichzeitig dahin ist, sobald der Groll stirbt. Wenn wir dieses Verhältnis verschieben, berühren wir den Glauben des Dichters, der zwar ein modernerer Mensch ist als Homer, — er dichtet selbst und fühlt sich nicht wie sein Vorbild als Instrument der Muse, er kennt auch (zweite Hälfte von Vers 11) die aktuelle, anmutende Frage „wie kann Gott das zulassen?" —, aber seine Gottesvorstellung ist höher als jene Homers.

Die Schwierigkeiten, die sich einer wortwörtlichen Uebersetzung bei Vergil entgegenstellen, dürfen uns aber nicht dazu verleiten, die Wortstellung überhaupt nicht zu beachten. In der zitierten Partie steht schon im Vers 3 et terris iactatus et alto; es ist an sich kein schlechtes Zeichen, wenn Schüler hier gerne reklamieren, sobald ich mich hier einer Aenderung der Wortstellung widersetze; dass man auf hoher See verschlagen werden könne, wollen sie gelten lassen; aber zu Land? Gerade das aber ist's, scheint mir, was Vergil durch dieses Zeugma ausdrücken will: Die Irrfahrten über das Meer und die Verirrungen des Aeneas auf dem Lande (die Dido-Episode z. B.) sind eins und gehen auf die gleiche Quelle zurück. Zudem scheint mir — ich habe dafür allerdings keine statistischen Belege — Vergil das Zeugma zu lieben. Hat der Uebersetzer ein Recht, den Originaltext zu „verbessern"?

Aber, noch mehr! Die Wortstellung gibt uns sogar die Möglichkeit, im Zweifelsfall die richtige grammatikalische Beziehung herzustellen. Als Beispiel dienen die Verse II/324 ff.: „Gekommen ist der letzte Tag, die unabwendbare Stunde der Dardanusstadt. Gewesen sind wir Troer, gewesen Ilium und der Riesen-Ruhm der Teuker; in seinem Grimm hat alles Jupiter auf Argos übertragen; in Flammen steht die Stadt, die Danaer sind Herren in ihr." Mit staunenswerter Regelmässigkeit werden die Wörter ferus (326) und incensa (327) beim ersten Uebersetzen als Attribute zu Jupiter, bezw. zu urbe behandelt. Und auch so geht die Satzanalyse glatt auf. Dann frage ich, ob der übersetzende Schüler wirklich glaube, der Dichter habe zwischen die eine Einheit bildenden Wörter ferus und Jupiter ein Wort eingeschoben, das mit ihnen gar nichts zu tun hat, gar zwischen incensa und urbe den ganzen übrigen Satz. Auf die Mehrzahl der Schüler macht diese Frage allerdings keinen Eindruck, sie halten eben in den alten Sprachen alles für möglich, auch das Unnatürlichste; so gering ist das Wissen um die nahe Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen! Bei anderen dämmert dann die Erkenntnis, dass es auch praedikative Adjektiva und Partizipien gibt und dass auch wir solche von ihrem Beziehungswort ohne Schwierigkeit trennen können. Freilich, trotz dieser Erkenntnis ist's im letzten der oben übersetzten Sätze nicht möglich, die Wortstellung beizubehalten; der Schluss „in ihr" aber mag ein Ersatz sein für das den Vers endende in urbe.

III. Demosthenes.

Was uns die Dichter gelehrt haben, muss sich irgendwie auch in der Prosa bestätigen. Denn antike Prosa ist immer Kunstprosa, hervorgegangen aus der Schule der Poesie. Dabei bleibt es durchaus wahr, dass Prosa schwerer zu übersetzen ist als Poesie, soferne man nämlich gewillt ist, auch in Kunstprosa zu übertragen. Selbst der antike Redner gibt uns nun schwere Rätsel auf; denn seine Sätze sind im allgemeinen länger, als wir es erträglich finden; ausserdem ergibt der Mangel an Partizipien in unserer Sprache weitere Schwierigkeiten. Diese Dinge sind bekannt. Wenn dazu aber noch die Forderung einer

vermehrten Beachtung der Wortstellung erhoben wird, dann, scheint es, wollen die Schwierigkeiten eher noch wachsen, jedoch nur dann, wenn wir vergessen, dass eine Rede gesprochen sein will. Statt dessen laufen wir leicht Gefahr, für das geduldige Papier, statt für das rasche und Raschheit fordernde Ohr zu übersetzen. Ausserdem ist die Schulstube mit ihren 20 bis höchstens 40 Schülern noch lange keine Volksversammlung mit Hunderten von Zuhörern und noch mehr. Was das ausmacht, kann uns heutzutage ein leicht anzustellendes Experiment drastisch vor Augen führen. Wer eine Rede aus dem Radioapparat hört, ohne den Redner und sein Publikum zu sehen, braucht eine ganz andere Energie, dauernd aufmerksam zuzuhören, als wenn er den gleichen Redner vor sich sieht. In diesem Falle allerdings vermag er wieder leichter mitgerissen zu werden, während er in jenem besser die eigene Meinung aufrecht erhalten und kritischen Sinnes bleiben kann. Wer aber eine Rede übersetzen will, der muss doch eher auf die oft recht leichte Kritik verzichten, er muss vielmehr bereit sein, vom Redner sich fangen zu lassen, in seinen Gedankengängen zu denken, von dem überzeugt und ergriffen zu sein, wovon der Redner überzeugt ist und wozu er überreden will. Der Uebersetzer einer Rede muss der idealste Zuhörer sein, den sich ein Redner wünschen mag. Das ist natürlich eine Gefahr. Denn ich glaube, es gehört mit zu den Aufgaben der Interpretation, die Schliche des Redners, die Kniffe des Anwalts, die Verdrehungen und Verheimlichungen, die Uebertreibungen und Ueberspanntheiten aufzuzeigen — um der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit willen! —, aber das ist Sache der Deutung, der Besprechung, des Werurteiles, nicht der Uebersetzung. Der Uebersetzer muss vergessen, was eben der kritische Leser festgestellt hat. Die Lektüre einer Rede soll aber tatsächlich dieses doppelte Ziel zu erreichen suchen: einerseits den Schüler zum kritischen Anhören zu erziehen, andrerseits ihn zum Reden zu bringen.

Hier nun ist vom Uebersetzen die Rede und mit Absicht habe ich Demosthenes gewählt, weil man ihm von allen Rednern am ehesten trauen darf (ich weiss, es gibt auch eine andere Ansicht; aber ich kann sie nicht teilen); so darf die „Kritik" wegbleiben. Die Beispiele aber entnehme ich der im Jahr 346 v. Chr. gehaltenen Rede über den Frieden.

Sie beginnt, wie alle antiken Reden, nicht mit der Anrede; wir aber reden normalerweise das Publikum zuerst an. Dabei müssen wir wohl bleiben, auch wenn wir übersetzen; denn wir übersetzen in unserer Sprache. Aber wie? „Männer von Athen"? Hat der entsprechende griechische Ausdruck diesen Sinn? Sagt etwa der Feldherr (Beispiele bei Xenophon und anderswo) „Männer, Soldaten"? In der schweizerischen Armee heisst es: Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten! Dass das Männer sind, ist für uns und war für den Griechen selbstverständlich, aber der Grieche war — im allgemeinen, nicht immer — höflicher, er sagte: „Meine Herren Soldaten", „Meine Herren Richter", so auch hier: „Meine Herren Athener". (Der Römer war nicht so höflich, er sagte: iudices, Quirites, patres conscripti, milites!) Ich bin der Meinung, diesen Unterschied sollten wir beim Uebersetzen festhalten; wer das aber nicht für nötig hält, der übersetze einfach „Athener".

Da nun Demosthenes in dieser Rede etwas tut, was er sonst nicht getan hat, nämlich zum Frieden, statt zum Krieg zu mahnen, sieht er sich veranlasst, auf frühere Geschehnisse hinzuweisen, in denen er recht behalten hat. Die eine Geschichte, die er da erzählt (6—8), will ich in Uebersetzung vorlegen: „Ferner, meine Herren Athener, habe ich aufgedeckt den Fall Neoptolemos — dieser Schauspieler konnte sich unter der Maske seiner Kunst frei bewegen, war aber der grösste politische Verbrecher, nämlich unter euch ein Agent Philipps, und zwar er-

sten Ranges; so stand ich auf und redete zu euch, nicht aus Konkurrenzneid oder Sykophantentum, wie es die folgenden Tatsachen beweisen."

Wer das bisher Uebersetzte mit dem Urtext vergleicht, kann wohl feststellen, dass hier, wie bei früheren Gelegenheiten, die Beibehaltung der Wortstellung zur Aufgabe des grammatikalischen, d. h. logischen Aufbaues führte, aber die psychologischen Absichten des Redners wahrte und für den Redner ist ja Psychologie in erster Linie Psychagogie! Die Uebersetzung einzelner Wörter zu rechtfertigen, verbietet mir der Umstand, dass es immer seine drucktechnischen Schwierigkeiten hat, griechische Zitate einzuflechten. So fahre ich fort: „Und nicht mehr will ich in diesem Fall Vorwürfe machen nur den Verteidigern des Neopolemos (denn nicht bloss einen gab es), sondern euch selbst; denn wenn es sich nur darum gehandelt hätte, ihn an des Dionysos heiliger Stätte als Tragöden zu bewundern, aber nicht darum, über die Sicherheit des Gemeinwesens zu verhandeln, dann hättet ihr ihn nicht mit solcher Gunst und mich mit solcher Abneigung angehört".

„Jedoch, dies habt ihr, glaub' ich, heute alle gemerkt, dass er die damalige Reise zu den Feinden getan hat, um die dortigen Schulden, wie er sagte, einzutreiben und dann hier seine Steuerpflicht zu erfüllen. Und wie oft führte er dieses Wort im Munde: es ist eine Gemeinheit, Vorwürfe zu machen den Leuten, die von dort hierher ihr Vermögen bringen! Als er dann freilich infolge des Friedensschlusses volle Handlungsfreiheit bekam, setzte er die hier erworbenen Grundstücke wieder in Geld um, ging damit zu jenem (sc. zu Philipp) und ist seither verschwunden".

Den ironischen Ton des letzten Abschnittes kann man natürlich auf dem Papier nicht wiedergeben; um so mehr muss man beim mündlichen Vortrag der Uebersetzung darauf bestehen.

Die folgende Partie (9 und 10) macht schon eher Schwierigkeiten, die Wortstellung in der Uebersetzung beizubehalten. Daneben bietet sich ein anderes Problem: Wie steht es mit den Hoffnungen, die sich die Athener anlässlich der Friedensverhandlungen mit Philipp gemacht haben? Sind das nicht quasi Schlagzeilen in der Sensationspresse? Darf man dergleichen etwa auf diese Weise wiedergeben? Ja, denn wenn auch die Formen der Nachrichtenübermittlung Wandlungen unterworfen sind, die Methoden der Massenbeeinflussung bleiben sich gleich. Dass dann Demosthenes auch „massiv" wird, ist klar. Darum glaube ich, so übersetzen zu dürfen:

„Diese zwei Tatsachen von denen, die ich vorausgesagt habe, bestätigen meine damaligen Worte, weil sie nach Recht und Gerechtigkeit so, wie sie waren, aufgedeckt wurden durch mich; drittens, meine Herren Athener, (und dies allein sage ich noch, um dann auf mein eigentliches Thema überzugehen): Als wir Gesandte, den Friedensvertrag in der Hand, da standen, da haben sich einige allerhand Versprechungen gemacht: „Wiederaufbau von Thespiai und Plataiai"; „Garantie für die Phoker durch Philipp, sobald er Herr der Lage wäre"; „Aufteilung Thebens"; „Oropos — Freihafen für Athen"; „Entschädigung für Amphipolis durch Euboia"; und weitere trügerische Hoffnungen dieser Art, durch die verführt, ihr weder zu eurem Nutzen noch kaum zu eurer Ehre die Phoker preisgegeben habt; dagegen habe ich keine derartigen Vorspiegelungen gemacht, nichts vertuscht und verschwiegen, wie sich zeigen wird, sondern euch glatt ins Gesicht gesagt, wie ihr euch gewiss erinnert; davon weiss ich nichts, davon erwarte ich nichts, ja, ich glaube: wer so redet, ist ein Schwefler."

Das ist rollender Angriff und, merkwürdig! je mehr sich die demosthenische Periode dem Ende nähert, desto leichter wird es, die Wortstellung beizubehalten. Gerade das überzeugt mich von der Wichtigkeit dieser

Grundregel. Es kommt mir vor wie beim lateinischen Hexameter: Der römische Dichter vereinigt bekanntlich gegen Ende des Verses, wenn nur immer es geht, Wort- und Versakzent, um das ihm selbst und seinen Landsleuten fremde Versmass dem Ohr erträglich zu machen; so, scheint mir, hält es auch Demosthenes: Je mehr er sich dem Ziel der Periode nähert, desto mehr fallen gedanklicher und Satzaufbau zusammen. Wenn das aber so ist, dann bedarf jeweilen das letzte Wort besonderer Beachtung; vor allem am Schluss der Rede. Auffallend, diese Rede, dazu bestimmt, den Frieden zu erhalten, schliesst mit dem Wort „Krieg", den sie vermeiden will. Dieses Wort soll also dem Hörer im Ohr nachklingen, wenn Demosthenes die Tribüne verlässt. Darum übersetze ich den Schlußsatz folgendermassen:

„Folglich ist es einfältig, ja geradezu verwegen, bei einem solchen Verhalten gegenüber jedem einzelnen für sich in Fragen, die uns selbst angehen und für uns lebenswichtig sind, gegen alle um den Schatten zu Delphi jetzt zu riskieren einen Krieg."

Wer sich das über das Volk von Athen gesprochen vorzustellen vermag, auf den muss ein demosthenischer Redeschluss genau denselben Eindruck machen wie ein Dramenschlußsatz bei Schiller.

(Schluss folgt.)

Immensee/Küssnacht a. R.

Eduard v. Tunk.

Umschau

Unsere Toten

Josef Bächtiger, alt Lehrer und Erziehungsrat, St. Gallen, 1876—1942

„Wenn Freunde auseinandergehn, so sagen sie: Auf Wiedersehn!" Ein treuer Freund und Kollege in des Wortes bester Bedeutung hat Montag, den 15. Juni, Abschied von uns genommen.

Josef Bächtigers Wiege stand in Siebnen in der March, wo sein Vater, Bürger von Jonschwil, ein Spengler- und Kupferschmiedegeschäft führte. Von ihm erbte er das leutselige, frohe Wesen voll Humor und Herzensgüte, das ihm zeitlebens zu eigen war. Seine Mutter, eine Obertoggenburgerin, verlor er schon in den ersten Schuljahren. In Siebnen tat er auch den ersten Schritt über die Schulschwelle. Durch einen fröhlichen Bubenstreich brachte er zwar seine Lehrschwester schon in den ersten Schulwochen in grosse Aufregung. Es zeigte sich aber bei der Ahndung des Streiches, dass der wohltalentierte Bube durch seine Schwester zu Hause bereits derart vorgeschult war, dass man ihn zur Belohnung gleich in die 2. Klasse beförderte. In Uznach besuchte er die Realschule und trat anfangs der Neunzigerjahre ins Lehrerseminar Mariaberg, wo er beim damaligen Direktor Th. Wiget und Dr. Bucher und bei den Professoren, selbst bei dem gefürchteten Religionslehrer Ehrat, gut gelitten war.

Nach kurzem Schuldienst im Bergdörfchen Weisstannen, dem er zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrte, stand der 19jährige Jungmann im Jahre 1895 bereits der gut bevölkerten Oberschule Bazenheid vor. Sehr belesen, ausgestattet mit einer schätzenswerten Mitteilungsgabe, lebhafter Phantasie, voll Gottesliebe und Menschengüte, war es ihm eine Lust, im frohen Jugendgarten drin zu arbeiten, aber auch für die Schüler eine Freude, von dem sich mit ihnen so jung fühlenden Lehrer in die Wissensgebiete einführen zu lassen. Die Schule galt ihm aber nicht nur als Stätte der Frohmut, sondern auch der pflichtbewussten Arbeit. Besonderes Augenmerk schenkte der sprachbegabte Lehrer der Sprachpflege im mündlichen Ausdrucke, im Aufsatz und im Brief. Aber auch die vaterlän-